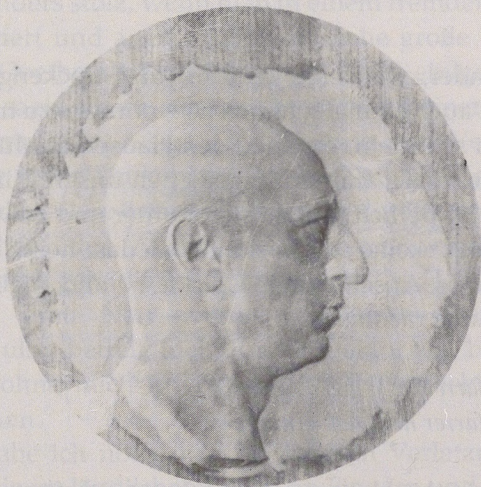


Erinnerungen eines Landpfarrers Teil 4 und Schluß

Immanuel Fischer

Wald- und Wiesendoktor auf der Alb

In meinem Hausen an der Lauchert auf der Hochfläche der Schwäbischen Alb war ich nicht bloß Seelsorger, sondern auch Leibsorger. Das ist verständlich bei der Abgelegenheit und Armut der Leute. Dazu kam, daß der zuständige Arzt, Dr. Ernst Kelber in Trochtelfingen, wohl ein sehr guter Arzt, aber kein besonders feinfühlig, mitfühlender Mann war. Wenn ein «Fall» ihn medizinisch nicht interessierte oder mehr nervöser Art war, pflegte er die Leute kurz abzumachen. Alten Leuten pflegte er beispielsweise zu sagen: *Was wollen sie denn, sie sind auch kein heuriger Hase mehr, im Alter muß man eben sterben.* Oder einer nervösen, älteren Jungfrau mit Beschwerden der Übergangsjahre gab er den Trost: *Hätten sie geheiratet, dann hätten sie einen Stall voll Kinder und gar keine Zeit für solche Beschwerden.* Dem teilnahmsvoll sich nach der Krankheit seiner Schwester erkundigenden Bruder gab er seine Diagnose: *Dia, narr, die isch halt a nervöös Luder.*



ERNESTVS · KELBER
AMICISSIMO
IMMANVEL · FISCHER
IN · MEMORIAM
ANNO · DOMINI · MCMXXVII
MENS · DECEMBR ·

Zur Erinnerung an seinen Freund Dr. Ernst Kelber in Trochtelfingen, gewidmet im Dezember 1927 von Immanuel Fischer.

Sonst waren die Hausemer beim Kinderkriegen und äußeren Krankheiten von Dr. Kelber wohl versorgt –, das waren seine Spezialitäten, aber bei inneren Krankheiten war nicht viel zu wollen. Da er Junggeselle war, legte er auch keinen besonderen Wert aufs Geldverdienen. Also mußte eben der Pfarrer mit Heilfürsorge einspringen. Vielleicht dachten die Leute, das Heilen gehöre auch noch zu einem rechten Nachfolger seines Meisters. Es wäre ideal, Leib- und Seelsorge in der Weise verbinden zu können, wie es bei einem ärztlichen Missionar möglich ist. Wenn ich mir meinen Beruf hätte frei wählen können, dann wäre ich zuerst Mediziner geworden und nachher Pfarrer; äußerlich und innerlich. So habe ich eben als «Heilpraktiker» zusammen mit meiner Frau mich betätigt. Nicht aus eigenem Antrieb oder Ehrgeiz, sondern angesichts der Not. Sie trat uns bei den beiden Alterspolen am deutlichsten vor Augen: Kleinkinder – Greise.

Vorbild bei Kindererziehung und Gesundheitspflege

Die Kleinkinder wurden nach den Regeln der Großmutter aufgezogen, das heißt Schnuller, den die Großmutter möglichst in gestoßenen Zucker tauchte und mit dem man, wenn er auf dem Boden herumgelegen war, keine weiteren Umstände machte, – man konnte ihn ja noch ebensogut dem schreienden Säugling in den Mund stecken. Statt eines zuträglichen Mischschoppens bekamen die Kinder beim Versiegen der mütterlichen Quelle einen Vollmilchschoppen mit *a Möggele* Fett drin. Das mußte doch *batten!* Kein Wunder, wenn die Kinder schrien, allerlei Ausschläge bekamen, wund wurden und an *Gichtern* starben. Das Totenbuch aus den Jahrzehnten 1850–1890 nennt diese Todesursache fast regelmäßig.

Die Pflege der Kinder wechselte zwischen äffischer Verzieherei und spartanischer Härte. *No koi Wasser an mi na*, war ein unausgesprochener Grundsatz bei Alten und Jungen. Das Baden als eine notwendige, anständige Sache ist erst durch mich in Hausen eingeführt worden. Anfangs gingen wir außerhalb Eters nach Mägerkingen, um dort in der Lauchert zu baden, später auch am *Sauden*, am Einfluß einer starken Quelle in die Lauchert beim Ort selbst. Zuschauer bei diesem hellichten Baden war zunächst aus einiger Entfernung, später in persönlicher Fühlung die Schuljugend. Richard und Inge wurden frühzeitig ins Baden mitgenommen. Richard schrie



Hausemer Leut': Arbeit am Bach, an der Lauchert.



Die Philippine, gewichtig und wortgewaltig.

zwar ob des kalten Wassers, zwölf Grad, darum auch Forellenwasser erster Klasse. Besonders das Schwimmen erregte Bewunderung. Der kleine Willi kam nach dem ersten Anschauen unserer Baderei zu seiner Großmutter: *Ahne, du mußt mir gleich auch so Hosen machen, wie sie der Pfarr beim Baden anhat, dann kann ich schwimmen.* Er war der kindlichen Meinung, Badehosen und Schwimmen gehörten organisch zusammen, die Badehose sei so eine Art Schwimmgürtel.

In Hausen wurde von der ledigen Jugend höchstens im heißen Sommer bei Nacht gebadet –, wie es da zugeht, entzieht sich meiner Kenntnis. Später kam auch gelegentlich die Frau Nachbarin Lorch, um in unserer Badewanne anschließend an die Wascherei zu baden, ein gern genehmigter Wunsch. Wie gesagt: Die Gesundheitspflege lag im Argen. Später ist es besser geworden, nicht zum wenigsten durch pfarramtliches Bahnbrechen. Als wir unsere Kinder mit einiger Abhärtung aufzogen – zum Beispiel täglich frische Luft, einfache Kost, viel Gemüse und Obst, keine Vollmilchschoppen, sondern dem Alter entsprechend mit Haferschleim verdünnt – da war allgemeine Dorfansicht: die Kinder vom Pfarr müssen sterben, die können nichts werden. Daß man

die Kinder, wenn sie gefüttert und trockengelegt waren, auch einmal schreien ließ, ohne sie zu tragen und zu schütteln, erschien den Hausemer Müttern unbarmherzig. Immerhin gediehen unsere Kinder, waren körperlich und geistig munter und geweckt, allerdings keine «Staatskinder», das heißt nach Hausemer Anschauung «spickfett» und meistens dann auch rachitisch.

*Herr Pfarrer heilt das «Äußere»,
Frau Pfarrer heilt das «Innere»*

Im Laufe der Hausemer Jahre hatte sich für unsere ärztliche Betreuung eine Arbeitsteilung herausgestellt: ich wurde zu mehr äußeren Nöten und blutigen Fällen geholt, meine Gattin zu den Kindern und bei inneren Anliegen. Ohne irgendwie in Konflikt mit dem berufenen Arzt, unserem Freund Kelber, zu kommen, konnten wir beratend, vorbeugend und helfend uns einsetzen, namentlich auch in dem Sinn, daß man den Arzt holte und nichts versäumte. Am einfachsten erschien es den Hausemern, wenn Onkel Walter auf Besuch da war, ihn als billigen Arzt zu bitten, meistens über die allzeit gutwillige und bereite Schwester Martha, meine Frau. Walter

war allerdings von dieser ärztlichen Tätigkeit auf der Alb – zumal im Urlaub – gar nicht erbaut, aber er entzog sich nicht; für die Patienten doppelt angenehm, da er keine Rechnung schickte.

Wie gesagt: Unsere Praxis war in «Äußeres» und «Inneres» geteilt. Mein längster und dankbarster Fall war die alte Frau «Narr im Winkel». Sie war ein gebeugtes, aber körperlich und geistig noch rüstiges Weiblein. Auf dem Kopf hatte sie eine Balggeschwulst; sie nannte den *Burren* ihre «Balkangeschwulst». Der Schwiegersohn, im Haus lebend, Schreiner, war seinerzeit im Ersten Weltkrieg auf dem Balkan eingesetzt gewesen, so hat die Geschwulst auch diesen weltgeschichtlichen Namen angenommen. Nun war die gute Ahne Narr zwar schon im vorgeschrittenen Alter, aber doch schien die Balkangeschwulst ihre Schönheit zu stören, obwohl die Geschwulst sorgsam mit grauen Haaren «getarnt» war. Also hatte sie zur Selbsthilfe gegriffen und mit einer Haarnadel hineingestochen – ärztlich so ein wenig nach Dr. Eisenbarth. Bei einem Altenbesuch machte sie mich mit ihrem Operationsversuch bekannt und erbat meine Hilfe, da ich doch auch so gut schreineren könnte. Sie hätte eben zu mir mehr Zutrauen als zum Dr. Kelber, der sei so grob und mit alten Weibern gäbe er sich schon gar nicht ab. Das Vertrauen ehrte mich; bekanntlich ist man besonders stolz, wenn man in einem fremden Beruf dilettiert und anerkannt wird, siehe große Vorbilder: Goethe als Farbenforscher! Nach einigem Zögern sagte ich zu. Ich rüstete mich mit einem alten Rasiermesser, essigsaurer Tonerde und Verbandwatte sowie Leukoplast aus. Ein längerer Schnitt – natürlich ohne örtliche Betäubung – eröffnete einem Eiterherd den Auslauf. Wochenlang wurde nun aseptisch gereinigt und verbunden. Die Heilung gelang, Frau Narr wurde von ihrer «Balkangeschwulst» befreit; mein Ruf als Doktor war begründet, ohne mich unvorsichtig und überheblich zu machen.

So habe ich noch manche äußeren Verletzungen, wie sie im ländlichen Leben an Fingern und Füßen vorkommen bei Großen und Kleinen, ohne Schaden behandelt, allerdings mit der geratenen Vorsicht hinsichtlich Blutvergiftung. Spezialität wurden die *Spreiser* unter dem Nagel. Es schadet nichts, wenn ein Pfarrer von dieser ersten Hilfe etwas versteht, namentlich in der «Einöde». Diese Kenntnisse sind meines Erachtens so wichtig wie hebräische Sprachkenntnisse. Ein gewisser Höhepunkt ärztlicher Anforderung war die Behandlung der Tochter des regierenden Schultheißen. Die Frau Schultheißen kam selber, um mich zu Hilfe zu holen. Mit meiner Hausapotheke ausgerüstet, machte ich Visite. Nach

einigem Hin und Her am Bett der Patientin wurde mir klar, daß die Krankheit an einem unsagbaren, hinteren Körperteil saß. Der Vater Schultheiß nannte es offen: *am rechten Arschbacken*. Ich durfte, nein ich mußte Augenschein nehmen: Es war eine respektable *Aise* (Furunkel) posterior, noch nicht reif. So verordnete ich Heublumenpackungen auf den Krankheitsherd, und das half zur Öffnung auf natürliche Weise. Alles weitere mit Verbandwatte und Leukoplast konnte die besorgte Mutter selbst erledigen. Vielleicht hat dieser Abfluß eitrigter Bosheit dazu geholfen, daß die Schulzentochter nach sieben Jahren Verlobungszeit doch noch ihren Bräutigam geheiratet hat.

Zahnarzt und Tierdokter – Taufe neben dem Sarg der Mutter

Eine wahre Eisenbarthkur mußte ich bei unserer Nachbarin, der *Base*, machen, die besonderes Zutrauen zu meiner «geschickten» Hand hatte. Das Zahnweh plagte sie wie die meisten Leute im Mittelalter, nachdem man früher für die Zähne keinerlei Pflege nötig hielt, höchstens nach ihrem Ausfall durch ein künstliches *Biß*. Frau L. bat mich inständig, ihr einen wehen Eckzahn zu ziehen. Ich hatte keine Zange außer einer sogenannten Haftenzange



Bachähne und Bachahne «am Bach».



Hausen an der Lauchert auf der Schwäbischen Alb: Das Schulhaus «im Winkel».

aus meinem Werkkasten, denkbar unpraktisch zum Zahnziehen. Aber ich hatte einmal im Jahr 1918 bei einem Bekannten, dem damaligen Lazarettarzt in Münsingen, beim Zahnziehen assistiert, das heißt zugesehen und mir sagen lassen: *Niemals den Zahn nach den Seiten gewichten, sondern nach oben oder unten ziehen*. So versuchte ich es. Es ging nicht auf den ersten Anhieb, aber auf den dritten. Die Base hielt vorbildlich still, und wie freute sie sich, als ich ihr das corpus malorum mit Krone und Wurzel präsentieren konnte. *Gell, i habs gsagt, Sie können es besser wie ein Zahnarzt*. Das war der erste und wohl auch der letzte zahnärztliche Versuch –, helf was helfen mag! Meine Frau nahm sich besonders der Wöchnerinnen und Kleinkinder an. Gelegentlich wurde sie auch herbeigeholt, wenn eine Kuh nicht richtig *eindrucken*, wiederkäuen konnte. Dann hielten wir zusammen ein ärztliches Konsilium und gaben mit Hilfe der homöopathischen «Brücke» irgendwelche Pillen: Hilfts nichts, so schadet es nicht! Und es hat sogar geholfen, vielleicht war es auch der Alldoktor Natur, der das meiste selber geschafft hat.

Ein Fall, der mir zeitlebens eindrücklich blieb und ein ernstes Memento ist, war das Erkranken und Sterben einer Wöchnerin mit Eklampsie, Krämpfe

infolge von Harnvergiftung. Das Kind, eine Tochter, war da dank Dr. Kelber, die Krämpfe setzten bald ein. Man holte uns beide. Es war ein erschütternder Anblick. Die junge Mutter mit wirren Augen, sich wälzend, zähneknirschend, betend und fluchend in einem. Der Gatte bat inständig, mit den vorhandenen Mitteln eine Einspritzung zu machen. Nun hatte uns Onkel Walter seinen ärztlichen Koffer zur zeitweiligen Verwahrung gegeben, darin waren auch Spritzen und Nadeln. Ich weigerte mich trotz aller Bitten und allen Elends, die Spritze zu geben. Eine in Urlaub anwesende Schwester – sie starb bald nachher – kam endlich den Bitten nach, sie gab aus einem der Kölbchen die Spritze. Die Frau starb in derselben Nacht. Wahrscheinlich wäre sie allerdings nach ärztlichem Gutachten auch ohne die Spritze aus dem falschen Kölbchen gestorben – denn das war die Tragik. Die Tochter wurde am Sarg der Mutter von mir getauft, nachdem sie wider alles Erwarten am Leben geblieben war. Eine Woche lang wurde sie im Pfarrhaus aufgepäppelt, jedermann sprach ihr das Leben ab, ich allein behauptete immer wieder: Sie schnauft noch. 1941 beim Besuch sahen wir die damalige Todeskandidatin wieder, dunkel wie der Vater im Gesicht, massiv und vif.

Der Vater heiratete später die Schwester der Verstorbenen, die damit aus der Tante zur Mutter wurde, – eine gute Lösung für alle Beteiligten. Ich bin froh, dem Drang als Helfer und einem gewissen Ruhmgefühl nicht nachgegeben zu haben. Es würde mich zeitlebens beunruhigen wie die Begegnung mit jenem Kanadier vor Ypern, der mir auf nächster Nähe im Getreidefeld gegenüber lag, den ich bereits mit dem Karabiner anvisiert hatte – ein leichter Druck, und er war nicht mehr. Im selben Augenblick hebt er die Hände hoch, und ich drücke nicht ab. Ich winkte ihm, er stand auf und kam als Gefangener. Möge er seine Heimat und seine Mutter wiedergesehen haben! Sein Bild geht mir freundlich durch meine Träume und Gedanken.

*Alle Hausemer müssen fleißig sein,
die Frauen aber sind Arbeitstiere*

Die Hausemer sind ein besonderes Völklein. Sie sind ein kleines Häuflein Evangelischer mitten unter Katholiken, daher in sich stark versippt, auch um *Sach zu Sach* kommen zu lassen. Der verhältnismäßig kleine Landbesitz ohne Ausdehnungsmöglichkeit machte es nötig, um die Brotnahrung der Familie einigermaßen zu gewährleisten. In den sechziger

Jahren des 19. Jahrhunderts zogen manche Hausemer nach Amerika, das Dorf nahm immer mehr ab, Häuser standen zu meiner Zeit leer und zerfielen. Der Ort selber bestand aus wenigen Sippen: die Lorch, Ulmer, Wahl, Hipp, Müh – Zugezogene waren nicht immer wertvoller Zuwachs. So war eigentlich alles verschwägert und verwandt, eine *Blutwurst*, wie Frau Schick, die mundfertige Nachbarin und streitbare Ehehälfte Phillipine des Amtsdieners Schick, sich drastisch und plastisch ausdrückte. Inzucht und Mostgenuß, falsche Kindererziehung, teils zu weich, teils überfordernd, wirkten sich in der Hausemer Jugend aus. Doch ist sie wohl nicht unbegabt gewesen, nur nicht von leichter Auffassungsgabe, der Gesichtskreis beschränkt, andererseits aber durch Eigenart und selbständiges Denken, auch Sinn für Humor ausgezeichnet. Böswilligkeit, Auflehnung kamen kaum vor. Die Mädchen waren strebsamer, später allerdings durch Überforderung im Haus als Mütter und Mägde zugleich vor der Zeit alternd. Ich habe mit Schrecken im Jahr 1941 festgestellt: Die Schulmädchen von ehemals waren schon alte Weiber geworden, verlaufen, zahnlos, verhärtet, nichts mehr von der Ursprünglichkeit, Munterkeit von ehemals. Dies gilt aber nur bei den Verheirateten. Ein Übermaß von Sorgen und Mü-



Volksschule Hausen 1924, eine «Zwergschule». Vor der doppelläufigen Treppe haben sich die 34 Schüler der acht Klassen sowie Pfarrer Fischer, links, und Hauptlehrer Steeger, rechts, aufgereiht.

hen, in Haus, Küche, Stall, Feld lag auf ihnen; die Männer waren eingezogen und auch in Friedenszeiten weniger eingespannt und belastet. Auf der Alb sind die Frauen Arbeitstiere, man sollte mehr für ihre Erholung, Ausspannung, Anregung tun. Allerdings gibt es kaum Altledige, die vorhandenen Frauen werden auf diese Weise aufgebraucht. Das Problem des Frauenüberschusses ist so gelöst.

Aber nun zurück zu den Kindern von ehemals. Mit der Schulzucht hatte man in den zwanziger Jahren gar keine Schwierigkeiten, die Kinder saßen in zwei Abteilungen, 1.–4. und 5.–8. Schuljahr, in einem Raum der baufälligen, hinterwäldlerischen Schule. Auf den rohen Bänken ohne Klappische waren schon die Väter und Mütter gesessen. Erst im Lauf der nachfolgenden Jahre wurden jährlich ein bis zwei neue Schulbänke angeschafft samt einer neuzeitlichen Tafel – nicht ohne Widerspruch: Die alten Bänke hätten noch lange genügt! Auch das Schulzimmer selber und die Lehrerwohnung wurden in langem Zeitabstand ausgebessert und später erneuert. Doch blieb das Schulhaus nach wie vor *im Winkel*. Am schönsten war die Ulme im Schulhof, und gerade sie mußte fallen, da sie zu viel Schatten machte. Für kulturelle Verbesserungen fehlten den Hausemern der Sinn und das Geld. Wohl war in der Inflationszeit letztere Voraussetzung eher gegeben, aber die Hausemer hielten sich an den Grundsatz: Eigennutz geht vor Gemeinnutz. Man kann sie deswegen nicht allzu sehr schelten, denn wer wie ich im Jahr 1919 die zerfallenen und zerfallenden Wohnhäuser und Scheunen gesehen hat, die teilweise wie nach einer Beschießung durch leichte Artillerie aussahen, wer in den Höhlenbehauungen unter den Felsen Besuch gemacht hat, bei den Hausemern «Troglodyten», der gönnte es den Hausemern, wenn sie zunächst ihre eigenen Dächer neu decken und ihre zerfallenden, einrutschenden Wände neu aufführen konnten. So hatte ich auch in den Jahren 1919–1927 mehr als irgendein Vorgänger sogenannte «Hausaufrichtungsstunden» abzuhalten, bei denen Bauherr, Bauleute und Gemeinde im Kirchlein sich einfanden. Daß die Schuljugend bei einem unerwarteten Besuch des Schulrats von Reutlingen trotz Lehrplans nicht im Schulzimmer sich vorfand, sondern in luftiger Höhe eines neu zu deckenden Daches, um *Platten zu bieten*, war verständlich und verzeihlich –, so viel Ortssinn und Kenntnis hatte der damalige Schulrat.

Anekdoten aus der Dorfschule

Aber nun zu der Schuljugend außerhalb solcher «Notstandsarbeiten». Ich erteilte Religionsunter-

richt von den Abc-Schützen bis zu den Konfirmanden. So war ich mit allen Altersklassen verbunden. Am originellsten wie immer die Neulinge, noch nicht angekränkt von Erfahrungen und Blasiertheit beziehungsweise Verslossenheit der Alten. Erna U. lernte im ersten Schuljahr schwer, später ist sie ganz «vif» geworden. Frage des Lehrers S.: *Wer von euch daheim ist denn so dumm?* Prompt steht der Bruder in der zweiten Klasse auf: *Herr Lehrer, mei Vatter ischt in der Schual au so domm gwä.* Ob er das daheim weiter erzählt hat? Ein andermal hört der Pfarrer seine Abc-Schützen fluchen. Er nimmt sie beim nächsten Unterricht vor und fragt verständlicherweise: *Wo habt ihr denn das Fluchen gehört?* Antwort eines ganz Raffinierten: *Vom Teufel.* – *Aber mit ihm habt ihr doch noch nicht gesprochen?* Darauf: *Aber von meim Vatter hane es schau oft gnug ghairt.* Und Walter will auch nicht zurückstehen und fällt flugs ein: *Ond i von meim au.*

Meine Erstkläßler sind nicht erschrocken und urteilslos. Als das neue Spruchbuch eingeführt wurde, kam ich auf den Unterschied zwischen einst und jetzt, zwischen der Schule, in die ihre Väter und Großväter gingen, und der heutigen Schule zu sprechen. Daß ein großer Unterschied und eine wesentliche Verbesserung vorhanden und festzustellen seien, leuchtete ihnen ein. Wir suchten nach einem passenden Vergleich. Da meinte einer: *Früher ist die Schule ein Gefängnis gewesen.* Und jetzt, frage ich, setze hinzu: *Gelt, jetzt ist sie ein Paradies?* Da meint Alfred kritisch: *Noi, Herr Pfarr, des send doch zu große Absprünge.* Man sieht, auch der Pfarrer gilt nicht als unfehlbare Autorität. Hausen war von jeher demokratisch bei den Wahlen. Das heißt in diesem Fall «für persönliche Rechte und Werte». Wir lernen den Spruch: Jesus Christus ist gekommen, die Sünder selig zu machen. Frage: *Wer ist denn ein Sünder? Ist der Pfarrer auch einer?* Die Frage als solche wird weder verneint noch bejaht, nur Robert meint: *Dr Herr Pfarr wird ans de klei au i bott a Zuckermöggele gnomma hau,* d. h. er wird als kleiner Bub auch ein Zuckerstückchen genommen haben.

In den höheren Klassen ist die Anschauungswelt, die sonst sehr begrenzt ist, etwas weiter. Wenn ich im Konfirmationsunterricht die nicht gerade pädagogische Frage stelle: *Was ist Glaube?*, so bringt es Rosa auf die anschaulichen Begriffe: *Unter Glaube verstehe ich, wenn man in die Kirche geht und aufpaßt, immer mit Gottes Wort umgeht und nicht zu allen Theatern geht.* Oder ein andermal: *Pracht und Eitelkeit der gottlosen Welt, was ist wohl darunter gemeint?* Berta: *Wenn man keine so großen Zopfmaschen im Haar hat wie die Dora und Elsbeth* – das waren die bei uns auf Besuch weilenden Nichten aus Esslingen –, und



1927, die Pfarrersfamilie verläßt Hausen a. d. L. Die Dorfbewohner haben die Möbelwagen liebevoll mit Girlanden geschmückt.

wenn man nicht so gut schmeckt, gemeint ist in schwäbischer Verwechslung von schmecken und riechen der Geruch nach Kölnisch Wasser.

*Im Zweiten Weltkrieg niedergeschrieben,
um Kraft aus der Vergangenheit zu schöpfen*

10. 12. 1941. Der Kommandeur ist heute auf einen Gaskurs nach Hannover-Celle gefahren, so habe ich abends meine Zeit für mich. Das soll den Erinnerungen für die Meinen zugut kommen. Zwar frage ich mich, ob es nicht philiströs ist, gerade heute mit so kleinen Dingen, so bescheidenen Menschen und ihren Erlebnissen sich zu beschäftigen, wo in der Weltgeschichte Ereignisse unerhörter Größe und Auswirkung vor sich gehen. Japan und USA im Krieg!

Was wird aus diesem Zweiten Weltkrieg, der jahrelang gehen und zum Siebenjährigen Krieg sich auswaschen kann, am Ende übrigbleiben? Werden wir

selber übrigbleiben? Hat es einen Sinn, kleine Geschichten und Erinnerungen aufzuschreiben? Vielleicht gibt es dafür nur einen stichhaltigen Grund, der aber im «Blut» und nicht im Gehirn seinen Ursprung und seine Gültigkeit hat: Er treibt mich dazu, die freien Stunden nicht zu verträumen und aus der Vergangenheit Kraft und Ziel für die gewiß schwere Zukunft zu schöpfen, denen nach mir Wegweisung zu geben und sich ihrer Ahnen bewußt zu werden. Wie vieles von meinen Vorfahren ist versunken im Strom der Zeit, nur hie und da eine dürrtige Klippe, ein kleines Eiland, von dem aus ich in die verschwindende Ahnenwelt schaue. Die Meinen sollen nicht mit unsicheren Händen die Vergangenheit ertasten, sondern von ihr getragen, erheben, aber auch bestimmt und geführt werden im Sinn des bekannten Goetheworts von dem Vätererbe und der damit ausgesprochenen und auferlegten Verpflichtung.